

Unterhaltungs-Blatt

a l s

Beilage zur Preßburger Zeitung No. 57.

Dienstag, den 18. Juli 1820.

Die patentirte Papierfabrik in Berlin.

(Beschluß.)

Die Bildung des Papiers aus dem Lumpenbrei selbst dauert nicht länger als 15 Secunden; diese höchst bewundernswürdige Operation geht vor den Augen des ununterrichteten Zuschauers wie ein halbes Zauberwerk vorüber, und selbst dem im Felde der mechanischen Wissenschaften bewanderten Kenner wird die Erscheinung, einen Brei, der jetzt schwimmt, in Zeit von einer Viertelminute und auf der kurzen Reise von einigen Ellen, in so dichtes und trocknes Papier verwandelt zu sehen, daß letzteres eine kupferne Rolle von mehreren Pfunden zu tragen vermag, die größte Achtung vor dem Manne abgewinnen, der die Kraft des menschlichen Erfindungsgeistes in diesem hohen Grade bewährte. Täglich, d. h. in 14 Arbeitsstunden, kann dieses Kunstwerk 100 Ries Papier liefern. Im Ganzen werden bis jetzt von einem Erwerbzweige, der vor Jahr und Tag hier im Orte gar nicht existirte, mehr denn 80 Menschen beschäftigt.

Die Erzeugnisse dieser Papierfabrikazion sind besser, brauchbarer und preiswürdiger, als die inländischen Manufakturen im Allgemeinen ihre Waaren bisher haben lie-

fern können; die Kraft, die Regelmäßigkeit, die Gleichheit, mit der die Maschine arbeitet, ist der menschlichen Hand nicht möglich. In der gewöhnlichen Papiermühle hängt der beste Müller, vom Wasser und neben diesem vom Fleiße, von der Kunstfertigkeit, von der Unverdroßenheit und Laune seiner Arbeiter ab. Die Maschine hingegen arbeitet unverdroßen fort, einen Tag wie den andern, und darum ist ihr Papier beständig sich gleich.

Einen Hauptvortheil gewährt die vollkommnere Maschinerie auch besonders dadurch, daß sie aus weniger guten Lumpen besseres Papier liefert, als dieses gewöhnliche Papiermühlen im Stande sind. Buchdruckern, Tapetenfabrikanten, Papierhandlungen und Dikasterien, welche letztgenannte jährlich einer namhaften Quantität Schreibpapiers bedürftig sind, wird die Nachricht, daß die neue Fabrik schon gegenwärtig bedeutende Bestellungen befriedigen kann, bei dem fast allgemeinen Papiermangel, gewiß sehr willkommen seyn.

M. Georg Sóos v. Sóvár.

(Eingesandt.)

Raum hatte sich der magyarische Staat von den schrecklichen Verwüstungen, die in seinem Innern, in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts, die Mongolen anrichteten, erholt, als sich gegen dessen Existenz in der zweiten Hälfte des erwähnten Jahrhunderts wieder andere Feinde verschworen, unter welchen die Kumanen mit den Nogajers Tartaren die grausamsten gewesen waren. Jedoch, wie es

in der Schreckensepoche jener frühern Unglücksfälle, die das Reich betrafen, Männer gegeben hat, die mit tapferer Hand die tödtlichen Streiche von demselben abgewendet hatten, so gab es auch später wackere Patrioten, und insbesondere einen Helden, der sich durch die Thaten, die er in Bellonas Schauerfeldern vollzog, um sein Vaterland unsterblich gemacht und den Ruhm eines der größten Männer erworben hat, die unter den tapfern Magyaren, in dem verhängnißvollen Verlaufe des dreizehnten Seculums, auftraten. Jener ruhmbekränzte Heros, dem Ungarn seine zweite Rettung aus der Gewalt eines seiner verwegnen Feinde zu verdanken hat, war der Meister Georg Graf Sóos von Sóvár. Er war der Sohn des Grafen Simon Misban und einer von den sieben Knäblein, die auf einmat das Licht der Welt erblickt haben. *) Wahrscheinlich wurde er um das Jahr 1240 geboren.

Seine Jugendjahre verlebte Georg von dem Ingrimme seines schaudervollen Verhängnisses verfolgt. Um demselben nach Kräften zu trotzen, nahm er sich frühe vor, sein Glück als Krieger zu versuchen. Er ergriff mit Muth die Waffen zur Vertheidigung seines Vaterlandes, und zur schönsten Blüthe entfalteten sich bald die Keime der Kriegstapferkeit, die in seiner unerschrockenen Brust verborgen

*) Die gleichzeitige Geburt der sieben Kinder klingt sehr paradox, aber noch paradoxer lautet das Ereigniß, welches dieselbe als ein Resultat der Strafgerichtigkeit des Himmels aufstellt. Ich werde das artige Geschichtchen dieser Sieblingsgeburt in einer der nächstfolgenden Nummern erzählen.

lagen. Er vollendete Thaten, welchen der unvergilgbare Stempel des höchsten Staatsinteresses aufgedrückt ist und die ihn der Nachwelt als den Mann von dem erhabensten Patriotismus darstellen.

Die erste Probe seines bewundernswürdigen Heldenthumes hat Meister Georg noch unter dem wackern Könige Bela IV. abgelegt. Es war im J. 1261. Um eben diese Zeit verfügte sich Bela mit seiner Gemahlinn und seinen beiden Söhnen, Stephan und Bela nach Wien, aus der doppelten Absicht, um dort mit dem Könige der Böhmen, Ottokar, ein Friedensbündniß zu errichten, und den Prinzen Bela mit der schönen Kunegunde, einer Nichte des genannten Königs, zu vermählen. Allein weder eines noch das andere der projectirten Geschäfte war noch abgethan, als Bela durch Eilboten Nachricht erhielt, daß die Kaptschakischen Tartaren, von polowzischen, lithauischen und russischen Hilfstruppen unterstützt, in ungeheurer Menge in Ungarn, auf seiner nördlichen Gränze, feindlich eingefallen wären. Ohne den versammelten Fremden etwas von seinem Vorhaben zu entdecken, entfernte er sich Nachts von Wien, begab sich zu seinem vor Preßburg gelagerten Heerbanne, und zog mit demselben raschen Schritzes dem Feind entgegen. Am Fuße des Tatragebirges kam es zur Schlacht. In dieser fielen unter den tausenden Säbelhieben der Magyaren 52,000 feindliche Männer, als gerechte Opfer des Todes. Die übrigen wurden in die Flucht geschlagen. Nach hergestellter Ruhe und von dem Siegerkranze ausgeschmückt, kehrte Bela nach Wien zurück, um dort das unterbrochene Heiraths- und Friedenswerk zu vollenden. Der über die Tartarn erfochtene Sieg klei-

dete ihn in die Glorie des höchsten Ruhmes, der ihm in frohen Dankesliedern von der ganzen Christenheit gezollt worden war. Keinem aber der Männer, die sich auf diesem Feldzuge als tapfere Krieger ausgezeichnet hatten, hatte Bela bei der Erklämpfung des Wundertriumphes so viel zu verdanken, als dem in seiner jugendlichen Kraftfülle athmenden Meister Georg.

Bela IV. starb im Jahre 1270. Ihm folgte in der Regierung sein Sohn Stephan. Dieser war seit dem Wiener Friedensvertrage mit seinem Vater in einer fast ununterbrochenen Fehde verwickelt. Die Ursache davon war, weil Stephan das Herzogthum Steyermark, als sein Erbtheil, nach den Bedingungen des Friedens an den König Ottokar abtreten mußte. Stephan gelangte aber jetzt zu dem Thron und sein erster Gedanke war, Steyermark wieder mit seiner Krone zu vereinigen. Er kündigte daher dem Böhmenkönige den Krieg an. Ottokar's größter Feind war Stephans vertrautester Rathgeber, der Ban von Slavonien, Joachim Nectari. Dieser, von dem Geiste des Eigennuzes angetrieben, fachte die Flamme der Feindschaft zwischen den beiden Regenten zum furchtbarsten Brande an. Sie bekriegten sich daher zu verschiedenenmalen, mit der größten Grausamkeit, in offenem Felde, bis endlich ihren Feindseligkeiten der im J. 1271 erfolgte Friede ein Ende gemacht hat. In allen den vorgefallenen Gefechten hatte sich aber von den magyarischen Kriegern keiner wieder so herrlich ausgezeichnet, als Meister Georg. Was daher aus den böhmischen Feldzügen erspriesliches für das Interesse des Königs und des Landes entsprang, wurde ihm von der Nation und dem Monarchen dankbar, als dem

wackersten Helden seiner Zeit, angerechnet. Mehr hätte Stephan V., als ein höchst entschlossener Mann, von dem Königscepter würdig ausgeschmückt, zur Erhebung der ungrischen Monarchie, im Felde, von dem tapfern Krieger Georg unterstützt, gethan, wenn er nicht so frühe eine Beute des Todes geworden wäre. Er wurde aber schon im J. 1272 den Schaaren seiner entschlummerten Väter zugesellt. Die Rechte der Krone behauptete sein Sohn Ladislaw. —

Ladislaw IV. mit dem Beinamen der Rumaner, war noch nicht volle zwölf Jahre alt, als er zum König der Magyaren gekrönt wurde. Nicht verliehen war ihm aber von der Natur das erhabene Herrschertalent seines tapfern Großvaters; es geschah daher, daß sich unter seiner Regierung die Ströme des größten Unheils über Ungarns blühende Fluren ergoßen, deren furchtbar brausenden Fluthen er selbst, geschwächt von der verheerenden Macht seiner Leidenschaften und von den Gaukelbildern seiner Sinnlichkeit, in den Armen der betäubenden Wollust eingeschläfert, einen Damm nicht zu setzen vermochte. Aber innerhalb der Gränzen seiner Regentensphäre webte Georg der unerschrockene Kriegesheld, und dieser war vom Himmel erkohren, mit der Schärfe seiner Lorbeerumkränzten Waffen, den finstern Unglücksgenius, der das Reich zu vernichten im Plan hatte, zu bedrohen und ihn herzhast sammt dem Gefolge aller seiner Plagegeister, aus dem Gebiete ungrischer Herrschaft zu verbannen. Die Weisheit, von der Georg geleitet, und der Tapferkeits Enthusiasmus von dem er begeistert war, sind es, die ihn in den blutigsten Schlachten, die er zur Rettung seines Vaterlandes unternahm, aus-

die Stufe des höchsten Ruhmes erhoben, auf der er von seinen Zeitgenossen als der erfahrenste und tapferste Feldherr angesehen wurde.

(Die Fortsetzung folgt.)

M i s z e l l e n.

Ein Zahnarzt hatte eine junge, schöne Frau, welche von einem heimlich begünstigten Liebhaber, Namens Zwanzig, namhafte Geschenke zog. Einst befand sich das Ehepaar im Theater; ein Stutzer in einer gegenüber befindlichen Loge sorgierte unaufhörlich das schöne Weibchen und konnte sich nicht enthalten, seinen Nachbarn nach ihr zu fragen. Dieser gab ihm die lakonische Antwort; „Der Herr zieht Zähne aus; Madame — Zwanzig!“

Kaiser Karl V. spielte mit einem Edelmann Piquet, und als er drei Könige aufhob, rief er aus: Ich wette beim Kopf der Kaiserinn, ich gewinne das Spiel! Der Edelmann hatte drei Damen, und als er die vierte und einen König noch dazu kaufte, entfärbte sich die Kaiserinn, die ihm zur Seite in die Karte sah, schnell steckte er die Blätter zusammen und gab das Spiel verloren. Der Kaiser sah die Farbe seiner Gemahlinn entweichen, bemerkte erforschlich ihre Veränderung und drang zärtlich in sie, bis sie ihm den Vorfall gestand.

Wie, sagte der Kaiser, ein so sicheres Spiel werfen sie weg?

„Ew. Majestät halten zu Gnaden,“ versetzte mit aller Gegenwart des Geistes der Cavalier, „Sie waren der vierte König und mein Spiel verloren.“

Gedankenzunder.

Der Segen am Hochzeitstage gleicht einer Prozession um Regen vom Himmel zu erflehen. Wenn der Himmel nicht will, so regnet es doch nicht.

Der Weg zum Ehestande ist holpericht, wie eine sächsische Landstraße, man wirft um, ehe man sich versteht.

Die Menschen sind wie Kartenblätter in der Hand des Schicksals. Da figuriren sie eine Weile, bis sie ausgespielt und vom Tode gestochen werden.

Ein Mädchen ist oft ein Wechsel, den der Vater endoffirt, und der Bräutigam acceptirt. Das Mädchen zahlt die Baluta nach Wechselrecht.

Sanft sind die Weiber alle, aber — nur außer dem Hause.

Von dem Gesundheitstrinken werden die Leute krank. Wer aller Menschen Gesundheit trinkt, der vertrinkt die Seinige.

Verträglichkeit macht beliebt bei Hohen und Niedern. Zwischenträgerei ist eine große Schmeißfliege, brummt vor allen Fenstern, besudelt alles.

Dankbare Menschen sind wie fruchtbare Felder; sie geben das Empfangene zehnfach zurück.

Karten und Herzen haben viel Aehnlichkeit mit einander. Von außen anzusehen alle glatt und rein; es müßte denn schon oft damit gespielt worden seyn, aber wer darf eher hineinschauen, als bis sie herumgegeben sind? Da hat denn mancher mit großen Erwartungen hineingesetzt, und wenn er's beim Lichte besieht, so ruft er kleinlaut: ich passe!